



Evangelisch-Lutherische
Landeskirche Sachsens

Vorlage

Nr. 15

an die 27. Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens

**Bericht
des
Landesbischofs**

Dresden, am 14. November 2015

Der Landesbischof
der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens

Dr. Rentzing

„Denn in ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.“

Sehr geehrter Herr Präsident, hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder,

dieser Bischofsbericht ist für mich ein ganz besonderer Bericht. Wie kann es auch anders sein, wenn man zum ersten Mal in dieser Position antritt und alle Augen und Ohren auf einen selbst gerichtet sind. Die Erwartungen mögen hoch sein, die Situation bleibt freilich außergewöhnlich. Als meine Wahl feststand und ich im Sommer die Gedanken nach vorne schweifen ließ, sah ich natürlich auch diese Situation auf mich zukommen. Sollte ich gleich beginnen zu schreiben? Was könnte dabei herauskommen? Ich habe mich schließlich dagegen entschieden. Man kann guten Gewissens m. E. nicht vor der Amtsaufnahme beginnen, einen Bischofsbericht zu verfassen. Abgesehen davon, dass einen die Ereignisse der Zeit schnell einholen können. So wie es sich dann tatsächlich auch ereignet hat.

Und was schreibt man nun nach nur zehn Wochen?

Ich habe mich dazu entschlossen, etwas zu den wichtigsten Fragen der Zeit, zu den Herausforderungen, vor denen die Kirche steht, zu sagen und dies mit einigen Grundgedanken zu verbinden, die ich in den nächsten Jahren in die Debatten in unserer Kirche eintragen möchte.

Ausgangspunkt aller meiner Ausführungen aber ist ein Wort aus dem Kolosserbrief. Da heißt es: „... in ihm (in Christus) wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.“ (Kol 2, 9)

Altbischof Hempel soll einmal gesagt haben: „Ich kenne nur drei Glaubensartikel. Und der zweite Glaubensartikel steht in der Mitte.“ Der erste Glaubensartikel spricht von Gott dem Vater, der zweite von Christus, der dritte vom Heiligen Geist. Christus also steht im Zentrum. Und genau das bringt die Kernbotschaft der lutherischen Reformation auf den Punkt. Und es ist zugleich auch einer der Kerngedanken des Kolosserbriefes. Christus im Zentrum. Mit den Reformatoren könnte man sogar sagen: Christus allein.

Nichts und niemand anderes kann mit ihm in Konkurrenz treten. „Denn es hat Gott wohlgefallen, dass in ihm alle Fülle wohnen sollte“. (Kol 1, 19)

Konkurrenzlos glaubens- und lebensbestimmend ist dieser Christus des Kolosserbriefes. Und man könnte vielleicht auf die Idee kommen, darin eine Einengung zu sehen. Tatsächlich ist dies den Reformatoren und auch den aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen immer wieder einmal vorgeworfen worden: In der Christuszentriertheit läge eine unzulässige Einengung des trinitarischen Glaubens der Christenheit. Auch in der evangelischen Welt hat man später diesen Vorwurf aufgegriffen. Ich meine zu Unrecht. Und der Kolosserbrief sagt auch warum. Denn Christus steht deshalb im Zentrum, weil in ihm „die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig“ wohnt.

Um Fülle geht es bei Christus, nicht um Enge! Sie umfasst das vollständige Wesen und Wirken des Göttlichen, das eigentlich von unauslotbarer Vielfalt und Tiefe geprägt ist. Für die Griechen, in deren Welt hinein der Kolosserbrief ursprünglich spricht, zeigte sich diese Vielfalt in der Vielzahl der Götter und Religionen ihrer Zeit.

Die Fülle des Göttlichen bestand für sie gewissermaßen in der schlichten Addition der unterschiedlichsten religiösen Vorstellungen. Es muss eben viel zusammenkommen, um das Vollständige, das Vollkommene, das Ganze, die Fülle zu erreichen.

Der Kolosserbrief aber zeigt einen anderen Weg auf. Nicht in der Addition sondern in der Konzentration und Vertiefung des Blicks auf Christus liegt der Weg zur Fülle. Eine Fülle, die bestens mit dem wunderbaren deutschen Wort Vielfalt beschrieben werden kann. Aus der gemeinsamen göttlichen Quelle entfaltet sich das göttliche Wesen in unterschiedliche Richtungen, die doch alle miteinander verbunden bleiben. Und in Christus wird dies offenbar. Diese Vielfalt zu entdecken, setzt auf der Seite des Menschen Offenheit voraus. Offenheit dafür, auch bisher unbekannte Seiten Gottes zu entdecken. Offenheit dafür, in unterschiedlichsten Formen und Inhalten Gott zu begegnen. Offenheit dafür, auf Christus zu schauen und sich von seinen Worten und seinem Wirken führen zu lassen.

Freilich fügt der Kolosserbrief diesem Gedanken noch etwas Wichtiges hinzu. In Christus begegnet uns die Fülle leibhaftig. Es ist die Leibhaftigkeit dieser Fülle in Christus, die uns auf die Umgrenzung der Vielfalt verweist. Es ist der Leib, der uns als Personen unterscheidbar macht. Es ist der Leib, der uns von Dingen trennt, die nicht zu uns gehören. Auch das ist ein Element der Fleischwerdung Gottes in Jesus Christus. Nicht einfach alles, was uns umgibt, passt und gehört zur göttlichen Fülle. Es passt und gehört nur das dazu, was uns in Christus offenbar wird. Sein Wort und sein Wirken geben dafür den Ausschlag und schaffen somit Klarheit.

Und so führt uns die Konzentration und Vertiefung des Blicks auf Christus zu großer Vielfalt und Offenheit einerseits aber auch zu Klarheit andererseits. Nun wissen wir, dass wir Christus nicht mehr so bei uns haben, dass wir ihn selbst leibhaft befragen könnten. Wir haben ihn nur so, dass wir ihn in den Worten der Heiligen Schrift und in den Bekenntnissen unserer Kirchen suchen und finden können. Diese Suchbewegung aufrecht zu erhalten, bleibt die Aufgabe der Kirche zu allen Zeiten, damit die Fülle erkannt und ihre Klarheit umrissen wird. Es bleibt die Aufgabe, damit die Fülle „Fleisch“ bekommt, also Gestalt gewinnt.

Wenn man mich nach zehn Wochen im Amt fragte, was mir in den Begegnungen der letzten Wochen in unserer Kirche deutlich geworden ist, dann wäre es wohl dies: Unsere Kirche ist gekennzeichnet durch eine doppelte Suchbewegung. Es gibt eine Suchbewegung nach Vielfalt und Offenheit. Und es gibt eine Suchbewegung nach Klarheit. Was auf den ersten Blick wie ein Gegensatz erscheinen könnte, erweist sich vor dem Hintergrund des Kolosserbriefes nunmehr als eine doppelte Suchbewegung, die, wenn sie auf Christus bezogen wird, zusammengehört. Und genau so will ich die Herausforderung verstehen. Wir brauchen in dieser Kirche Offenheit und Klarheit. Lassen Sie mich dies nun an einigen wesentlichen Fragen der Zeit für unsere Kirche durchbuchstabieren.

Offenheit und Klarheit Der Gemeindeaufbau der Zukunft

Wir haben hoffentlich als Synodale vor Augen, dass noch in dieser Legislaturperiode die nächste Strukturanpassung in allen Gliederungen unserer Kirche vorbereitet und vollzogen werden muss. An manchen Orten wird dies zu harten Einschnitten in der Arbeit von Hauptamtlichen führen. Und die Frage ist nur, ob dies lediglich als ein

Prozess des Rückzugs zu werten ist, oder ob hierin schlicht eine Gestaltungsaufgabe besteht, die vor Ort sichern muss, dass die Verkündigung des Evangeliums in all seinen Formen weitergehen kann.

Schon bei der letzten Strukturanpassung wurde in diesem Hause festgehalten, dass ohne grundsätzliche Überlegungen zu einer Transformation der Berufsbilder der Hauptamtlichen keine weitere Strukturanpassung mehr vorgenommen werden kann. Seit dem hat es vielfältige Debatten zur Berufsbildthematik gegeben, die in einem schriftlichen Ergebnis der Steuerungsgruppe der Kirchenleitung zum Thema Berufsbilder mündete und in diesem Hause auch schon Thema war. Die Debatte darüber geht weiter. Ich möchte freilich darauf hinweisen, dass es nicht bei Debatten und Texten bleiben kann, sondern dass die Verantwortung gebietet, sehr bald mit realen Transformationen zu beginnen.

Man kann die Frage des Gemeindeaufbaus der Zukunft von der Seite der Berufsbilder der Hauptamtlichen her angehen. Aber das bildet nur einen Teil der Fragestellung ab. Ein anderer Teil besteht in der Frage nach den Gemeindestrukturen.

Auf der letzten Bischofskonferenz der VELKD sprachen die Bischöfe Dr. Abromeit und Dr. von Maltzahn aus Mecklenburg und Pommern zu uns. Sie stellten kurz die kirchliche Lage ihrer Sprengel dar, die unter ähnlichen Voraussetzungen stehen, wie wir hier in Sachsen. Kleiner werdende Gemeinden, größer werdende Räume, für die die Hauptamtlichen zuständig sind. Dabei ist die Lage in den beiden Sprengeln allerdings deutlich dramatischer als in weiten Teilen unserer Landeskirche. Vielleicht ist es diese Dramatik, die dort zu sehr innovativen Gedankengängen geführt hat und zu dem Mut, bis in die Gemeindeordnungen hinein neue Wege zu eröffnen. Denn auch darauf wird es ankommen: Wie wir den Begriff der Parochie verstehen, und wie wir die Strukturen zu füllen gedenken. Auch hier kann eine Öffnung für die ganze Fülle Gottes nur förderlich sein. Jesus Christus ist vielfältige Wege zu den Menschen gegangen. Warum sollte sich diese Vielfalt nicht auch in unseren Gemeindestrukturen abbilden? Wir werden auch strukturell flexibler werden müssen, um nahe bei den Menschen bleiben zu können und die Herausforderungen, die vor uns liegen, zu meistern. Das Nachdenken darüber jetzt anzuregen, dem dienen diese Ausführungen, ohne schon jetzt eine Antwort für uns und für unsere Verhältnisse bereitzuhalten. Die Bischofskonferenz hat die beiden Brüder aus dem Norden gebeten, uns über die weiteren Erfahrungen auf ihrem Wege auf dem Laufenden zu halten. Und ich wünschte mir, dass alle Gremien unserer Landeskirche diese Entwicklung aufmerksam verfolgten und zu gegebener Zeit ihre Schlüsse daraus zögen.

Noch eine dritte Fragestellung gehört zum Gemeindeaufbau der Zukunft. Es ist die Frage nach der inneren Ausrichtung unserer Hauptamtlichen und unserer Gemeindestrukturen. Auch hier lässt sich das, was ich sagen möchte, gut mit dem Begriff „Öffnung“ beschreiben.

Auf der ersten Kirchenkonferenz der EKD, an der ich teilnahm, richtete ein anglikanischer Bischof das Wort an uns. Nachdem er unsere Debatten zur Mitgliedschaftsentwicklung und den Folgen, die sich daraus ergeben, längere Zeit mit angehört hatte, sagte er: „Das ist alles sehr interessant, was sie hier besprechen, aber die Kirche von England hat keine Mitglieder.“ Eigentlich hätte uns dieser Satz aufschrecken lassen müssen. Aber wir sind in der Tagesordnung fortgefahren. Mir persönlich geht dieser Satz des anglikanischen Bruders seit dem nach. Als Kirche Jesu Christi sind

wir nicht allein an die Betreuung unserer Mitglieder gewiesen, sondern an Lebensräume und an alle Menschen, die in diesen Lebensräumen leben. Es kann in der Kirche Jesu Christi nicht um die Erhaltung einer Organisation gehen. Es kann in ihr nur darum gehen, ihren Auftrag zu erfüllen. Und der besteht darin, aller Welt das Evangelium zu verkünden. Aus der ganzen Fülle Gottes sollen wir schöpfen und diese Fülle aller Welt zur Verfügung stellen. Wie genau dieser Auftrag in Zukunft noch ausgeführt werden kann, das muss uns beschäftigen.

Wenn wir seit einiger Zeit in der sächsischen Landeskirche von Regionen sprechen – ich habe diesen Begriff als Lebensraum beschrieben – dann lässt sich diese Begrifflichkeit am besten vom Auftrag der Kirche her bestimmen. Das gilt auch dann noch, wenn wir die Regionen, vom Organisationsgrad der Mitglieder her und den sich daraus ableitenden Anstellungsverhältnissen konstituieren.

In landeskirchlichen Überlegungen, die demnächst in der ganzen Landeskirche diskutiert werden sollen, geht man von einer Zahl von 4000 Gemeindegliedern aus, die einen Raum entstehen lassen, in dem aufgrund der vorhandenen Ressourcen die ganze Vielfalt kirchlichen Lebens und kirchlicher Verkündigung allen Menschen dieses Lebensraumes zur Verfügung gestellt werden können: Gottesdienst, Seelsorge, Diakonie, Pädagogik, Evangelisation und alles andere, was noch dazu gehört.

Wir brauchen die Öffnung aller Beteiligten, vor allem auch der Kirchengemeinden und der Ehrenamtlichen, hin zu dieser Ausrichtung auf den Auftrag der Kirche. Dann werden Strukturfragen schon beinahe zweitrangig.

Ich freue mich über die vielen jungen Pfarrerinnen und Pfarrer, die sich in letzter Zeit verstärkt zu Wort melden zum Thema Gemeindeaufbau. Sie bringen Kenntnisse über die neuesten Gemeindeaufbaukonzepte mit und manch einer sogar Erfahrung über die praktische Umsetzung dieser Konzeptionen im Ausland und im Inland. Wir können alle davon nur profitieren. Und ich wünsche mir auch hier manchmal etwas mehr Mut, den jungen Schwestern und Brüdern die Spielräume zu eröffnen, die sie brauchen, um ihre Ideen umzusetzen.

Viel habe ich jetzt zur Offenheit beim Gemeindeaufbau der Zukunft gesagt. Ich möchte noch etwas zur erforderlichen Klarheit hinzufügen.

Ganz gleich wie wir uns innerlich und äußerlich als Kirche in den nächsten Jahren aufstellen, an einem kann es für eine lutherische Kirche keinen ernsthaften Zweifel geben: Flächendeckend soll und muss die Verkündigung des Evangeliums und die Darreichung der Sakramente durch das geordnete Verkündigungsamt erreichbar gewährleistet sein. Daran sind wir durch den 7. Artikel des Augsburger Bekenntnisses gebunden. Und daran kann es aus meiner Sicht auch keine Abstriche geben. Auch das muss unsere Strukturüberlegungen inhaltlich in Zukunft weiter prägen. Der weite Raum aber, der sich zwischen den Zeilen dieser theologischen Festlegung ergibt, den sollten wir nutzen.

Offenheit und Klarheit Die Flüchtlingsfrage

Als ich mein Amt antrat, beabsichtigte ich eigentlich, einer bestimmten selbst zu-rechtgelegten Agenda zu folgen. Diese Agenda ist durch die aktuellen Ereignisse aus den Angeln gehoben worden. Die Flüchtlingsproblematik hat alle anderen Themen zunächst in die zweite Reihe verdrängt. Mit Urgewalt wird uns auch als Kirche durch den Flüchtlingsstrom deutlich gemacht, dass wir in dieser Welt nicht isoliert leben. Eigentlich sollte uns dies als Kirche klar sein, doch ich befürchte, dass wir in der Vergangenheit zu selten die lutherische und auch die gesamtchristliche Weltgemeinschaft wahrgenommen haben. Ich habe schon mehrfach erzählt, dass die ökumenischen Begegnungen auf der Generalsynode der VELKD, an denen ich in der Vergangenheit teilgenommen habe, für mich zu den beglückendsten Erfahrungen gehören, die ich in den letzten Jahren machen durfte. Solche Begegnungen erheben uns aus der Provinzialität unseres kirchlichen Daseins und bieten vielfältige Anregungen, die auch für uns wichtig sein können. Vielleicht ist dies eine der Aufgaben, die der Herr uns mit den vielen Flüchtlingen, die in unser Land kommen, vor die Füße legt. Vielleicht zwingt er uns so, aus unserer Isolation herauszutreten und uns als Teil einer christlichen Weltgemeinschaft wahrzunehmen. Geradezu prophetisch wirkt es da, dass das kommende Themenjahr der Reformationsdekade unter dem Titel „Reformation und die Eine Welt“ steht.

Auch Sie werden sich auf der Frühjahrssynode unter diesem Thema versammeln. Ich erwarte mir davon eine neue Öffnung des Blickes auf unsere Partnerkirchen in Tanzania, Papua-Neuguinea und Indien. Und ich erwarte mir ein wachsendes Verständnis dafür, dass die Probleme in dieser Welt auch unsere Probleme sind.

Die schiere Anzahl und der kulturelle und religiöse Hintergrund der meisten Flüchtlinge versetzt viele Einheimische in unserem Land in Sorge. Als Kirche haben wir uns von Anfang an sehr deutlich zu dieser Frage geäußert. Und auch ich habe mich in Predigten und Pressemitteilungen völlig unmissverständlich positioniert. Das christliche Ethos gebietet es, Flüchtlinge nicht als Problem sondern als Menschen, als geliebte Geschöpfe Gottes, zu sehen und zu behandeln. Ich bin froh darüber, dass es in unserem Lande und in unserer Kirche nach wie vor viel Mitgefühl mit der Not der Menschen gibt. Die Hilfsbereitschaft ist anhaltend groß. In vielen Kirchgemeinden entstehen Hilfsnetzwerke. Zahllose Ehrenamtliche sind im Einsatz. Es ist wohl nicht übertrieben zu sagen, dass ein Großteil der Willkommenskultur in unserem Lande gerade auch von Kirchgemeinden getragen wird. Dafür gilt allen Beteiligten ein ausdrücklicher Dank an dieser Stelle. Und ich möchte unsere Kirchgemeinden ermuntern, darin nicht nachzulassen. Es muss hier allerdings auch festgestellt werden, dass sich die innere Stimmungslage in unserem Land hinsichtlich der Flüchtlingsfrage zusehends verschlechtert. Proteste und inakzeptable Äußerungen und Taten gegen Flüchtlinge hat es von Beginn an gegeben. Mittlerweile aber brennen Aufnahme-einrichtungen und gegen Verantwortliche ergehen Morddrohungen. Auch mindestens ein Pfarrer unserer Landeskirche, der in der Flüchtlingsarbeit aktiv ist, ist von einer realen Morddrohung betroffen. Als ich davon hörte, war ich zutiefst bestürzt. Und allen, die sich in einer solchen Situation befinden, sollte unsere Fürbitte gelten. Jenen aber, die mit Worten und Taten Gewalt säen, werden wir auch weiter mit Entschiedenheit entgegentreten.

Aber nicht nur an den radikalen Rändern der Gesellschaft sondern auch in ihrer Mitte wächst die Bereitschaft zur Verrohung der Sprache und des Geistes. Und das kann uns nur in Unruhe versetzen. Wir können als Kirche der Politik nicht die Entscheidung abnehmen, wie die Fragen, die mit den Flüchtlingsströmen verbunden sind, in Gegenwart und Zukunft zu lösen sind. Wir können aber, und darin sehe ich unsere vordringliche Aufgabe, zu einer Atmosphäre und einem Klima beitragen, in dem das gesellschaftliche Gespräch darüber so geführt werden kann, dass die Würde der Menschen, um die es dabei geht, gewahrt wird und die Probleme, die sich ganz real ergeben, gelöst werden können. Wir müssen uns deutlich machen, dass es nicht nur darum geht, den Menschen, die zu uns kommen, ein Dach über dem Kopf zu verschaffen und dafür zu sorgen, dass sie nicht verhungern. Letztlich geht es doch darum, ihnen eine dauerhafte Perspektive zu bieten: Die Möglichkeit einer echten Integration. Das aber setzt die Bereitschaft und das Mitwirken der breiten Masse der Gesellschaft voraus. Wir brauchen einen Geist der Versöhnlichkeit und des Friedens in diesem Lande und keine Morddrohungen, keine Galgen auf Demonstrationen und keine gegenseitigen Beschimpfungen.

Mit unserer gemeinsam mit der römisch-katholischen Diözese gestarteten Initiative „Licht an für Menschlichkeit“ wollen wir gerade dafür ein Zeichen setzen. Um Menschlichkeit geht es, um die Würde jedes einzelnen Menschen. Um die des Flüchtlings ebenso wie um die des politischen Kontrahenten. Diese Menschlichkeit ist es, die unsere Herzen für den Anderen öffnet und die uns zugleich Klarheit darüber verschafft wie wir uns dem Anderen gegenüber zu verhalten haben.

Zu den Flüchtlingen zählen auch viele Christen. Nach dem Wort des Apostels „lasst uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen“ (Gal 6, 10), tragen wir ihnen gegenüber noch eine besondere Verantwortung.

Es kann uns natürlich nicht egal sein, ob unsere Glaubensgeschwister in den Aufnahmeeinrichtungen unter den Druck geraten, vor dem sie eigentlich geflohen sind. Erste Nachrichten darüber sollten uns beunruhigen. Sie sollten Überlegungen in Gang setzen, wie wir hier auch schon präventiv helfen und unterstützen können. In eineinhalb Monaten feiern wir das Weihnachtsfest. Es wäre die gute Gelegenheit alle zu uns gekommenen Christen, und übrigens auch alle anderen Menschen, die sich davon ansprechen lassen, in unsere Gottesdienste und in unsere Familien einzuladen, um mit uns gemeinsam das Fest der Geburt unseres Herrn zu feiern. Dies wäre ein starkes Zeichen der Verbundenheit. Und es wäre wohl auch ein erster wesentlicher Beitrag zur Integration in unserem Land.

Offenheit und Klarheit Der interreligiöse Dialog und die Mission

Ich sprach schon von den Sorgen vieler Menschen in unserem Lande, die sich vor allem auf den fremden religiösen und kulturellen Hintergrund der Mehrheit der Flüchtlinge bezieht. Gerade als stärkste Glaubensgemeinschaft in unserem Lande sind wir hier besonders angefragt. Als evangelisch-lutherische Kirche stehen wir entschieden ein für das Recht auf Religionsfreiheit. Auch dieses Recht gehört unabdingbar zur Würde des Menschen. Und uns für das Recht auf freie Religionsausübung einzusetzen, bedeutet auch, uns schützend und helfend vor die zu stellen, die der Praxis ihrer Religion nachkommen wollen. Darin besteht keine Gefahr für das christliche Abend-

land. Darin liegt wohl eher sein Wesen, das uns von anderen Regionen dieser Welt unterscheidet.

Als man mich jüngst fragte, ob ich angesichts der zahlreichen Moslems, die in unser Land kommen, Angst hätte, antwortete ich: Schon aufgrund meiner biographischen Erfahrungen mit Moslems verspüre ich ihnen gegenüber keine Angst. Sorgen bereitet mir vielmehr die Lauheit des Glaubens, die sich in unseren eigenen Reihen ausbreitet.

Das gilt auch jetzt noch, wo wir in der vergangenen Nacht zu Zeugen schwerer Gewalttaten in Paris geworden sind. Es wäre unfair und unredlich, dafür eine ganze Religion haftbar zu machen. Freilich haben wir ein Recht darauf, von den muslimischen Gemeinschaften ein klares Wort dazu zu hören. Und ich bin mir sicher, dass es dieses klare Wort auch geben wird. Wir selber dürfen und werden uns durch Verbrechen nicht davon abbringen lassen, allen Menschen mit dem Geist des Friedens zu begegnen.

Wir werden in Zukunft verstärkt in Kontakt kommen mit Menschen anderer Glaubensrichtungen. Und wir tun gut daran, mit ihnen in einen friedlichen Austausch des Kennenlernens und des Respektes zu treten: Um des Friedens und um des Miteinanders in dieser Gesellschaft willen.

Eine laue Einstellung zu unseren eigenen Glaubensüberzeugungen ist für einen solchen Dialog aber alles andere als hilfreich. Durch den öffentlichen Charakter, den der Glaube in der muslimischen Welt hat, werden wir herausgefordert sein, auch unseren Glauben klarer und öffentlicher zu bekennen. Neben der Offenheit, die wir hier unter Beweis zu stellen haben, wird es auch darum gehen, wo wir die Grenzen eines Miteinanders zu ziehen haben.

- Muslimische Kinder werden auf unsere evangelischen Schulen kommen, was bedeutet dies für den Religionsunterricht?
- Muslimische Menschen werden sich den diakonischen Arbeitsträgern als Arbeitskräfte anbieten. Was bedeutet dies für unsere Loyalitätsrichtlinien?
- Es wird die Frage nach gemeinsamen Festen geben. Wo liegen da für uns die Grenzen?
- Wie gehen wir mit der Frage nach muslimischen Beerdigungen auf unseren Friedhöfen um? Immerhin befindet sich die Mehrheit der sächsischen Friedhöfe in kirchlicher Hand.

Es gibt eine ganze Reihe von Fragen, die uns hier gestellt werden. Ich bin froh und dankbar, dass auch der Theologische Ausschuss dieser Synode an den Fragen des interreligiösen Dialogs und Miteinanders arbeitet. Wir benötigen hier bald Klärungen. Denn die Fragen stellt uns das Leben.

An einer Stelle gibt es bisher relative Klarheit in unserer Kirche. Und diese Klarheit sollten wir auch nicht aufs Spiel setzen. Interreligiöse Gebete, die die Grenzen zwischen den Religionen verwischen, indem sie ein miteinander Beten vorgeben, und gemeinsame Gottesdienste, die den Eindruck einer Einheit vortäuschen, die in Wahrheit nicht besteht, sind eigentlich unredlich und werden im Übrigen auch von den meisten Gläubigen aller Religionen abgelehnt. Es gehört zur Klarheit unseres Glaubens, dass wir uns immer wieder deutlich machen, dass ein christliches Gebet nicht an Christus vorbeigehen kann und dass ein christlicher Gottesdienst auf Chris-

tus, den Herrn, auszurichten ist. Hier keine Grenzen in falscher Naivität zu überschreiten, hat auch etwas damit zu tun, den Anderen ernst zu nehmen. Es gehört sogar zur Achtung seiner Würde.

In den letzten Wochen werde ich aus den Reihen unserer Landeskirche auch immer wieder auf die christliche Mission unter den Flüchtlingen angesprochen. Für mich persönlich steht außer Frage, dass wir als christliche Kirche den Auftrag haben, allen Menschen das Evangelium zu verkünden, also auch denen, die in unser Land kommen. Allerdings sollte man den zweiten Schritt nicht vor dem ersten tun. Durch Krieg und Gewalt traumatisierte Flüchtlinge brauchen zunächst einmal unsere tätige Fürsorge. Wenn man so will die Verkündigung des Evangeliums durch die Tat. Auch hier geht es um die Würde des Einzelnen, dem man in seiner Verunsicherung nicht als allererstes einen Religionswechsel anbieten kann und darf. Die Zeit, über das Evangelium zu sprechen, dessen bin ich gewiss, wird allerdings kommen. Dann sollten wir auch nicht unvorbereitet darauf sein. Und wer selbst nach dem christlichen Glauben fragt, der muss auch schon jetzt Antwort erhalten. In der nächsten Woche werde ich ein Flüchtlingsprojekt in unserer Kirche besuchen, bei dem es nicht nur aber auch um eine behutsame Weitergabe unseres Glaubens geht. Ich verspreche mir davon einige Anregungen, die wir insgesamt in unserer Kirche weiter bedenken müssen.

Offenheit und Klarheit Ethische Dissense

Nicht in allen ethischen Fragen sind wir uns in der Kirche so weitgehend einig wie in der Flüchtlingsfrage. Gerade die Fragen der Sexualethik sind in den letzten Jahren in unserer Kirche hart debattiert worden. Und manche der Wunden, die man sich dabei gegenseitig zugefügt hat, sind noch nicht verheilt.

Auch in den Fragen der Sexualethik treffen wir auf die doppelte Suchbewegung nach Offenheit einerseits und nach Klarheit andererseits. Dabei ist es uns bisher noch nicht gelungen, diese beiden Seiten in Christus aufeinander zu beziehen. Wieviel und welche Art von Vielfalt an Lebensformen ermöglicht uns die Fülle Gottes? Und wo liegen die Grenzen, die die Klarheit zieht? Diese Fragen dürfen und müssen uns weiter umtreiben. Noch haben wir das Wort nicht entdeckt, von dem wir alle überzeugt wären, dass es das Wort Christi zu diesem Thema ist. Und trotzdem ist uns in anderer Weise ein gemeinsames Wort geglückt. In der Kundgebung der Landessynode zum Abschluss des Gesprächsprozesses wird in einem einstimmigen Beschluss festgestellt, dass wir denen, die einer homosexuellen Lebensweise zustimmen und vor allem den homosexuellen Geschwistern einerseits und denjenigen, die eine homosexuelle Lebensweise aus geistlichen Gründen ablehnen, andererseits „Schutz und Raum“ in dieser Landeskirche gewähren.

Dieser Beschluss, über den ich sehr froh bin und an dem ich tatkräftig mitgewirkt habe, birgt natürlich eine Zumutung in sich. Es ist die Zumutung der christlichen Demut, die sich auf die Lehre Christi berufen kann. Solche Demut rechnet mit der Möglichkeit des eigenen Irrtums. Und sie gewährt deshalb dem anderen „Schutz und Raum“. Es ist immer wieder zu bemerken, dass wir noch nicht konsequent durchbuchstabiert haben, was dies in der Praxis bedeutet. Schutz und Raum für den, der in seiner Verkündigung kein „Ja“ zu einer homosexuellen Lebensweise sprechen kann. Schutz und Raum aber auch für die homosexuellen Geschwister. Hier sollten und müssen wir weiter ausloten, wie weit wir gemeinsam zu gehen fähig sind und wie wir diesen

Schutz und Raum ganz real gewähren. Und wir sollten und müssen aufhören, an den anderen Erwartungen zu richten, die dieser nicht erfüllen kann.

Gemeinsam auf Christus hören und darauf vertrauen, dass uns der Heilige Geist zu seiner Zeit gemeinsam vertiefte Erkenntnis schenken wird, das ist der Weg, an den wir gewiesen sind: Die Suche nach Offenheit und Klarheit, die sich in Christus verbinden.

Liebe Schwestern und Brüder,

aus der Fülle Gottes schöpfen wir und erleben darin eine große Vielfalt. Eine Vielfalt, die in Christus und in ihm allein seine Begrenzung erfährt. Von diesem Christus zu reden, darin liegt der bleibende Auftrag, den die Kirche zu erfüllen hat. Von diesem Christus her zeigt sich, wie sich unsere Gemeinden aufzustellen haben, um ihren Auftrag zu erfüllen. Von diesem Christus her erweist sich, wie geflüchteten Menschen zu begegnen ist. Von diesem Christus her stellt sich dar, wie wir mit Kontroversen unter uns umzugehen haben.

Vielleicht habe ich in diesem Bericht mehr Fragen gestellt als Antworten gegeben. Aber dies liegt nach zehn Wochen im Amt in der Natur der Sache.

Ich möchte all jenen danken, die mich in dieser Zeit der Einarbeitung tatkräftig unterstützt haben. Mein besonderer Dank gilt auch all jenen, die an mich in ihrer Fürbitte gedenken. Alle, die in dieser Kirche eine Führungsaufgabe wahrnehmen, sind auf solche Fürbitte angewiesen.

„Denn in ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.“

Lassen Sie uns gemeinsam weiter mit Blick auf Christus nach dem besten Weg für diese Kirche suchen. Zum Segen für die Menschen, die uns anvertraut sind. Und zur Ehre Gottes.